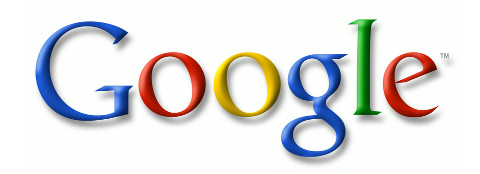
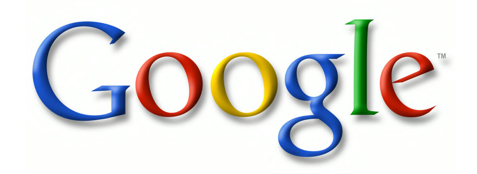






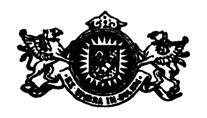


Goethes
Wetzlarer Verwandtschaft

Von

Robert Sommer
Dr. med. et phil.
o. Professor an der Universität Gießen

Mit 8 Abbildungen



LEIPZIG
Verlag von Johann Ambrosius Barth
1908

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Die Lehre vom Genie steht größtenteils noch unter der Nachwirkung der Ideen, die darüber am Ende des 18. Jahrhunderts besonders im Hinblick auf die schöpferische Tätigkeit Goethes ausgebildet worden sind. Das Genie erscheint dabei als eine aus der Tiefe der Seele hervorquellende, unwillkürliche Schöpfertätigkeit, deren Entstehung und eigentliche Natur nicht weiter erklärt werden kann. Aus dieser grundlegenden Anschauung ist die fast religiös zu nennende Verehrung des Genies, die sich bei einer Reihe von sehr bedeutenden Denkern und Schriftstellern des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts findet, entstanden.

Dieser Auffassung erscheint es beinahe als ein Sakrileg oder als rationalistische Torheit, wenn in neuerer Zeit auf der Grundlage der beobachtenden Psychologie und Psychopathologie, sowie einer naturwissenschaftlich vorgehenden Familienforschung versucht wird, auch die Erscheinung des Genies vom Gesichtspunkte einer genetischen Psychophysiologie zu betrachten, und soweit als möglich im Zusammenhang mit der Analyse der angeborenen Anlage zu erklären. Allerdings sind solche Versuche mehrfach unter völlig ungenügenden Voraussetzungen und bei starkem Mangel an methodischen Hilfsmitteln ge-

schehen, so daß ein Mißerfolg vielfach nicht ausbleiben konnte.

Will man das Problem ernsthaft in Angriff nehmen, so bedarf es im allgemeinen eines genauen Studiums der angeborenen Anlage in den drei großen Teilgebieten der empirischen Seelenlehre, nämlich der Individualpsychologie des normalen Menschen, der Psychopathologie und, wie immer mehr zutage kommt, auch der Kriminalpsychologie auf dem Boden einer methodischen Familienforschung.

Umgekehrt erscheint für diese weitere Aufgabe gerade die Untersuchung der ganzen Beschaffenheit genialer Menschen im Hinblick auf die sonstigen in ihrer Blutsverwandtschaft vorhandenen Talente und Charaktereigenschaften als wichtiges Hilfsmittel. In dieser Hinsicht muß Goethe selbst, durch dessen geistige Beschaffenheit die Lehre vom Genie wesentliche Beeinflussung erfahren hat, das größte Interesse erregen.

Eine genaue Analyse von Goethes Natur mit den Hilfsmitteln der neueren Psychologie, soweit sie sich retrospektiv anwenden lassen, sowie der neueren Art der Familienforschung besteht meines Wissens trotz der außerordentlich umfangreichen Goetheliteratur noch nicht und kann nur allmählich durch systematische Behandlung einer Reihe von noch nicht aufgeklärten Punkten geschaffen werden.

Dabei ist vom Standpunkt der Familienforschung zunächst zu verlangen, daß die weiblichen Elemente in der Ascendenz, deren Anlagen erfahrungsgemäß den Typus des männlichen Stammes stark zu beeinflussen und gerade nach der genialen Seite hin zu entwickeln imstande sind, viel genauer behandelt werden, als es bisher bei dem Studium der Vererbung und des Familiencharakters zu geschehen pflegt. Aus einer großen Summe von Aufgaben möchte ich im folgenden als einen wesentlichen Punkt die Abstammung von Goethes Mutter, der Frau Rat, hervorheben, deren bedeutungsvoller Einfluß auf seine Anlage von Goethe selbst stark betont worden ist.

„Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, von Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren."

Goethe hat in dem letzteren Worte eine kurze Formel geprägt für eine geistige Eigenschaft, die in der Tat bei seinen genialen Leistungen eine außerordentliche Rolle gespielt hat und bei ihm schon in der Kindheit sehr deutlich und scharf zutage tritt, nämlich die phantastische Weiterbildung von äußeren Eindrücken, die von ihm mit größter sinnlicher Lebhaftigkeit erfaßt werden. Aus einer einzelnen zufälligen Situation erwächst ihm eine große Menge von märchenhaften und phantasievollen Vorstellungen, die meist erst

hinterher geordnet, zum Teil ausgeschaltet, zum Teil ergänzt werden, bis daraus ein wohlgefügtes Kunstwerk entsteht. Seine Werke entspringen durchaus nicht, wie die verbreitete Genielehre öfter noch annimmt, fertig wie die Athene aus dem Kopfe des Zeus, sondern sind das Resultat einer nachträglichen abwägenden und ordnenden geistigen Arbeit, die an dem mannigfachen und anfänglich oft verworrenen Stoffe einer blitzartig aufgetauchten Phantasiewelt vorgenommen wird. Dabei ist ohne diese phantastische Weiterbildung mit plastischer Deutlichkeit erfaßter Eindrücke seine Art von Kunstschöpfungen undenkbar, und wenn Goethe mit seiner obigen Behauptung recht hat, so hat er gerade diese elementare impulsive Phantasietätigkeit von seiner Mutter geerbt, während der Ableitung der ordnenden Verstandesarbeit aus dem Stammcharakter des Vaters nichts entgegensteht. — Will man daher das Genie Goethes naturwissenschaftlich untersuchen, so wird man in erster Linie die angeborene Anlage und die Abstammung der Mutter betrachten müssen.

Diese letztere war eine geborene Textor, und gleicht ihrem Vater, dem Schultheißen Textor in Frankfurt, in körperlicher Beziehung, besonders in bezug auf die Form des Gesichtes und des Kopfes, in ausgeprägter Weise, wovon man sich bei der Betrachtung der im Goethemuseum in Frankfurt a. M.

vorhandenen Bilder leicht überzeugen kann. Vom Standpunkte der Familienforschung fragt es sich nun, ob die Lust zu fabulieren bei Goethes Mutter auf deren Vater Textor oder auf ihre Mutter



Fig. 1. Frau Rat Goethe.

zurückzuführen ist. Letztere Frau, d. h. also Goethes Großmutter mütterlicherseits, war eine geborene Lindheimer aus Wetzlar. — Vergleicht man das im Goethemuseum in Frankfurt a. M. vorhandene Bild dieser letzteren mit den Gesichtszügen Goethes,

so fällt eine überraschende Ähnlichkeit des Goethe-kopfes in Form und Ausdruck mit dem Porträt dieser Frau auf. Goethe hat also morphologisch in



Fig. 2. Frau Stadtschultheiß Textor.

bezug auf die Kopfbildung viel weniger Beziehung zu seinen beiden Eltern, als zu seiner Groß-mutter mütterlicher Seite. Wer sich im Zu-sammenhange der methodischen Familienforschung mit der Frage der Ähnlichkeit bei Blutsverwandt-

schaft unbefangen beschäftigt hat, wird hierin nur ein Beispiel einer nicht seltenen Vererbungserscheinung erblicken.

Vergleicht man nun die hervorgehobene psychische Eigenschaft der Mutter mit dem Stammcharakter ihrer väterlichen Familie Textor, so erscheint die Ableitung jener aus dieser Stammreihe sehr unwahrscheinlich, und es fragt sich, ob Goethes Mutter nicht diese Lust zu fabulieren von der gleichen Frau geerbt hat, welcher Goethe seinen morphologischen Gesichtstypus verdankt. — Goethes Mutter hat also morphologische Eigenschaften auf ihren Sohn Wolfgang übertragen, die sie selbst bei der Ähnlichkeit mit ihrem Vater nicht besessen hat; eine Erscheinung, die sich bei dem Studium der Vererbung von Eigenschaften sehr häufig aufdrängt. Jene ist also in dieser Beziehung



Fig. 3. Goethe
nach einem Gemälde von K. J. Raabe (1811).

im Zusammenhange der Vererbungsreihen lediglich Zwischenträgerin oder Vermittlerin einer Eigenschaft, die sie selbst nicht besessen hat, welche jedoch in



Fig. 4.
Goethe nach einem Stich von K. A. Schwerdtgeburth (1832).

ihr als Keimanlage von seiten ihrer eigenen Mutter vorhanden war.

Nimmt man nun an, daß auch die Lust zu fabulieren von Goethes mütterlicher Groß-



mutter, der geborenen Lindheimer, stammt, so hätte Goethe in psychologischer und morphologischer Beziehung eine sehr wesentliche Determination aus der Familie Lindheimer empfangen. — In meinem Buche über „Familienforschung und Vererbungslehre“ habe ich (Seite 70) die genauere Erforschung dieses Zusammenhanges als eine Aufgabe hingestellt, welche nicht nur für die Goetheforschung im speziellen Falle, sondern für die Vererbungslehre im allgemeinen von Bedeutung werden kann.

Unterdessen bin ich auf diesem Wege weitergegangen und habe dabei eine Anzahl von Tatsachen ermittelt, die in der mir zugänglichen Literatur entweder gar nicht oder nur lückenhaft erwähnt sind. Einige Aufklärung empfing ich aus dem Buche von Herbst über Goethe in Wetzlar, in dem jedoch mehrfach Verwechselungen vorkommen, weitere aus der inhaltsreichen Schrift von Heinrich Düntzer „Goethes Stammbäume“. Ich möchte das bisher Ermittelte unter dem biographischen Titel: „Goethes Wetzlarer Verwandtschaft“ zusammenfassen.

Der Vater von Goethes Großmutter, der erwähnten geborenen Lindheimer, war Gerichtsprokurator am Reichskammergericht in Wetzlar. Eine Tochter dieses Dr. Lindheimer, also eine Schwester von Goethes Großmutter mütterlicherseits, war in erster Ehe mit einem Herrn Dietz zu Wetzlar verheiratet, in zweiter Ehe mit einem Geheimrat Lange, als

dessen Witwe sie zur Zeit von Goethes Aufenthalt in Wetzlar 1772 lebte. Ihre Wohnung befand sich in Wetzlar am Kornmarkt, an der Ecke der Gewandsgasse, in dem Hause, worin sich gegenwärtig



Fig. 5. Wohnung von Frau Geheimrat Lange.

eine Buchhandlung befindet. Diese Wohnung liegt nur zirka siebzig Schritte von dem Hause in der vom Kornmarkte nach dem Eisenmarkte führenden Gewandsgasse entfernt, wo der junge Goethe in erreichbarer und leicht kontrollierbarer Nähe der Groß-

tante untergebracht worden war. Die Lage dieser „Dichterwohnung“ ist im Vergleiche zu Goethes ausgeprägter Naturschwärmerei eine geradezu trost-



Fig. 6. Goethes Wohnhaus.

lose, und wäre als eigene Wahl Goethes geradezu unbegreiflich. Es gehört kaum eine besondere Liebhaberei an schöner Natur dazu, um in dieser engen Gasse mit dem Ausblicke nach der ebenso engen

und düsteren Entengasse den lebhaftesten Trieb nach einem schrankenlosen Herumwandern in der herrlichen Umgebung Wetzlars auch jetzt noch zu empfinden. Hier war das junge und impulsive Genie in vorsorglicher Familienaufsicht untergebracht und eingetan.



Fig. 7. Buffs Haus.

Wie er sich dieser Einengung als Naturschwärmer entzogen hat, kann man aus den „Leiden des jungen Werther“ erkennen; jedoch bot ihm die Wetzlarer Verwandtschaft auch erfreulichere Dinge, besonders den Zugang zu einem Hause, dessen Betreten für ihn von einschneidendem Einfluß in

menschlicher und künstlerischer Beziehung werden sollte. In diesem lebte die Familie des Amtmanns Buff, dessen eine Tochter Lotte war. Goethes Großtante, Frau Lange, hatte aus der zweiten Ehe zwei Töchter, die also blutsverwandte Cousinen von Goethes Mutter waren, wenn sie auch in bezug



Fig. 8. Lotte-Zimmer.

auf Lebensalter Wolfgang näher standen, und daher wohl ohne genauere Kenntnis des Zusammenhanges als Goethes Cousinen gelten konnten. (Vergleiche das Buch von Herbst, Seite 46 und 110.) Ein Sohn der Großtante Lange aus erster Ehe, Hofrat Dietz, war damals mit Lottes älterer Schwester Karoline verlobt. Durch ihn ist Goethe später tatsächlich

mit Lotte verwandt geworden, da Dietz ein Vetter seiner Mutter war, wobei Cornelius Lindheimer als gemeinsamer Großvater erscheint. Als Goethe nach Wetzlar kam, verkehrte Dietz offenbar schon sehr vertraut im Buffschen Hause, ebenso wie Kestner. Herbst sagt darüber (Seite 46): „Den Sohn erster Ehe dieser Tante (in Wirklichkeit Großtante), den Hofrat Dietz, fand Goethe bald auch im Buffschen Hause, aus dem jener später die älteste Tochter Karoline heimführte.“

Bei der Fahrt nach Volpertshausen zu dem ländlichen Balle, der in der Seelengeschichte von Goethe-Werther eine so große Rolle gespielt hat, war Goethe im Wagen zusammen mit seiner „Cousine“ (richtiger Cousine der Mutter) Johannette Elisabeth Christine Lange, die er engagiert hatte, und Lotte Buff, die er im Amtshause selbst abholte (Herbst Seite 110). Offenbar war das vertraute Verhältnis der Familien Lange und Buff die Voraussetzung zu dieser Annäherung Goethes an Lotte.

Übergehen wir diese Wirkungen seiner Wetzlarer Verwandtschaft und fragen wir uns im Hinblick auf die Vererbungslehre, ob sich bei seinen dortigen Blutsverwandten irgend welche für die Erklärung seiner Naturanlage wesentliche Züge finden lassen.

Aus dem Buche von Heinrich Düntzer „Goethes Stammbäume“ ist folgendes über die Familie Lindheimer zu entnehmen.



Seite 10: „In Wetzlar befand sich seit längerer Zeit als Reichskammergerichtsprokurator und Advokat ein anderer Frankfurter von angesehener Familie, Cornelius Lindheimer, dessen Bruder Johann Jost, wie Goethes Vater, wirklicher Kaiserlicher Rat, mit einer Tochter des Adelsgeschlechtes v. Uffenbach vermählt, noch in Frankfurt wohnte. Der Schöffe Johann Friedrich v. Uffenbach hatte eine Lindheimer, vielleicht dessen Schwester, zur Frau, die 1752 starb.

Cornelius Lindheimer war seit dem 24. August 1697 mit der 1652 (?) im Meiningischen geborenen Katharina Elisabethe Juliane vermählt, einer Tochter des Wetzlarischen Syndikus Johann David Seipp von Peffenhausen. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne, David und Georg, und fünf Töchter. Lindheimer starb im Jahre 1724. Drei Jahre später führte Textor die dritte, am 31. Juli 1711 geborene Tochter, Anna Margareta, heim. Die beiden ältesten Schwestern waren nach Westerburg und Halberstadt verheiratet."

Seite 16: „Zu Wetzlar hatte sich damals (d. h. 1741) die jüngste Schwester seiner (Textors) Gattin, Susanna Maria Cornelia, mit dem Prokurator und Advokaten des Reichskammergerichts, Hofrat Dr. Dietz, vermählt. Der Sage nach soll diese einige Jahre im Hause Textors erzogen worden sein."

Seite 13: „In dem letzteren (Jahre d. h. 1729) führte ein um ein Jahr jüngerer Landsmann, der nach

seinen Studien und großen Reisen sich in Frankfurt niedergelassen hatte, die vierte Tochters Lindheimers, Katharina Sibylla, als Gattin heim (Johann Michael von Loen).

Von den beiden Söhnen Cornelius Lindheimers war der eine (vgl. Düntzer Seite 18) Offizier und zwar „Leutnant im sogenannten weißen Regiment, der damals nach Diezenbach kommandiert war". Von diesem wird bei Düntzer eine psychologisch, in gewissem Sinne auch psychiatrisch interessante Geschichte berichtet, die sich in einer größeren Gesellschaft bei Textors abgespielt hat. „Bei den Scherzspielen wurde zuletzt »der ganzen Gesellschaft, das Frauenzimmer nacheinander zu küssen, aufgegeben«. Dies war fast zu Ende, als Hoffmann (Dragonerhauptmann, später der Ehemann von Textors jüngster Schwester) Lindheimers Frau küßte, worüber der Gatte in solche Wut geriet, daß er ihn schmähte, hinterrücks überfiel, ihm die Perücke vom Kopfe schlagend den Degen zog, mit dem er ihn am Kopfe und an der Hand verwundete; das strömende Blut lief ihm vom Gesicht herab: Hoffmann und andere hielten den Wütenden zurück." Der dabei mit verwundete Hofrat von Olenschlager forderte (vgl. Düntzer Seite 19) Satisfaktion wegen des „attentierten homicidii dolosi", der Rat beschloß jedoch, „da Lindheimer nicht unter seiner Iurisdiktion stehe, Olenschlager an dessen Landesherrn zu verweisen".

„Später ward freilich ein Zeugenverhör beschlossen und abgehalten, aber die Sache verlief im Sande, da die fürstliche Regierung zu Darmstadt mit Repressalien drohte, wenn man Lindheimer im Frankfurtischen niederwerfe.“

Jedenfalls zeigt der Vorfall, der völlig aus dem friedlichen Rahmen der Pfänderspiele des 18. Jahrhunderts herausfällt, daß dieser Bruder von Frau Textor sehr stark erreglich gewesen ist. In seinem weiteren Fortkommen hat ihn dieser Wutanfall offenbar nicht gehindert, wobei der Einfluß seines Onkels Johann Jost Lindheimer vielleicht beigetragen hat. Dieser hatte es (vgl. Düntzer Seite 15) „durchgesetzt, daß er und seine beiden Neffen, Textors Schwäger, unter dem Namen von Lindheim in den Reichsadel erhoben werden; er selbst hatte nur eine in Braunschweig verheiratete Tochter.“ Es wäre interessant, den möglicherweise noch vorhandenen Adelsbrief zu kennen und vielleicht daraus zu erfahren, aus welchen Gründen diese Versetzung in den Adelsstand erfolgte.

Im Vordergrund unseres Interesses steht Goethes Großmutter Textor, geborene Lindheimer.

Es wäre wichtig, Genaueres über die geistige Beschaffenheit dieser Frau zu erfahren, von der W. Goethe offenbar manche Anlagen geerbt hat. Leider finde ich hierfür bisher nur eine spärliche und zweifelhafte Quelle, nämlich die von Düntzer an-

gedeuteten Äußerungen Senckenbergs über diese Frau. Düntzer hat sehr überzeugend nachgewiesen, wie wenig man Senckenbergs Äußerungen über die ihm verhaßte Familie Textor trauen kann, was bei der Bewunderung seiner großartigen Frankfurter Stiftung leicht vergessen wird. Mit diesem Bemerken kann hier Düntzers Äußerung (Seite 45) wiedergegeben werden:

„So wagt es denn dieser selbstgerechte Weiberfeind, auch dessen (Textors) Gattin der schlimmsten Verletzung ihrer Frauenehre zu zeihen“. Das Original von Senckenbergs Äußerungen hat mir nicht vorgelegen. Es wäre angezeigt, sie vom Standpunkt der Psychologie der Aussage genauer zu untersuchen.

Somit kann ein Urteil über die geistigen Anlagen dieser Frau bisher nicht gefällt werden, es bleibt jedoch der bedeutende Eindruck ihres Porträts, besonders der Augen und der Stirn, die dem Gesicht ihres berühmten Enkels ganz auffallend gleichen. Auch Düntzer hat, wie ich nachträglich aus seinem Buch gesehen habe, diese Ähnlichkeit bemerkt und hervorgehoben:

(Seite 55) „Ihr Bildnis zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit ihrem Enkel, dem Dichter: große, bedeutende Augen, strengen Herrscherblick und eine hohe, mächtige Stirn“.

Im Sinne der Vererbungslehre muß also vor allem die Abstammung dieser Großmutter Goethes genauer untersucht werden.

Hierbei tritt die Figur seines Urgroßvaters, des Dr. Cornelius Lindheimer, des Vaters der Frau Lange und der Frau Textor, somit des Großvaters mütterlicherseits der Frau Rat, sehr charakteristisch hervor. Als Quelle hierfür fand ich in der Universitätsbibliothek in Gießen die „Geschichte der Stadt Wetzlar“ von F. W. Freiherrn von Ulmenstein (II. Teil 1806, Wetzlar, Stockische Druckerei). Der Verfasser schildert im allgemeinen die Stellung der Prokuratoren des Reichskammergerichtes, zu denen Dr. Lindheimer gehörte, als ein Mittelding zwischen dem wesentlich aristokratischen und feudalen Stand der Kammergerichtsmitglieder und dem höheren Bürgertume der alten freien Reichsstadt, und zeigt die eigentümliche Lage dieses juristischen Mittelstandes bei den Parteiungen, die sich besonders infolge von Rangstreitigkeiten am Reichkammergericht gebildet hatten. In dieser kritischen Zeit ist Cornelius Lindheimer in einer ganz eigenartigen Weise literarisch hervorgetreten.

Im Jahre 1702 wurde, nachdem der spanische Erbfolgekrieg 1701 ausgebrochen war, der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen. Zum Schutz gegen die Franzosen, die (vgl. von Ulmenstein II, S. 352) aus der Kurkölnischen Residenzstadt Bonn weite

Streifereien unternahmen, wollte Landgraf Ernst Ludwig von Darmstadt zum Schutze des Reichskammergerichtes die Stadt Wetzlar mit einer Besatzung von ungefähr hundert Mann versehen.

„Die Wetzlarischen Bürger, im unaufhörlichen Wahne, daß man dabei die Verletzung ihrer Freiheiten und Privilegien im Auge habe, sperrten anfänglich diesem kleinen Heerhaufen die Stadttore, warfen ihn von den Stadtmauern mit Steinen und thaten einige nächtliche Ausfälle gegen ihn.“ Darauf erfolgte eine sechstägige Belagerung bis zur Aufnahme der Besatzung. Dieser Vorfall war nach von Ulmenstein von einigen wirklich komischen Auftritten begleitet, „z. B., daß eine Nachtwache (Patrouille) der Bürger, die in der Dunkelheit ein Geräusch hörte, und den Geräuschmacher für einen Darmstädtischen Soldaten, der spionieren wollte, hielt, einen dem Müller am Häusertore entwischten Esel, da sie auf die Frage: Wer da? keine Antwort erhielt, erschoß, usw.“.

„Dieser und einige ähnliche lächerliche Auftritte reizten einige Wetzlarische Witzlinge zur Satire.

Von diesem Hauche beseelt, verfaßten sie ein Tagebuch, welches eine umständliche drollige Beschreibung dieser komischen Szenen enthielt, und zeichneten Abbildungen dazu, wovon sie in Mainz Holzschnitte machen lassen wollten. Ehe aber noch dieser Entwurf ausgeführt werden konnte, wurde er

entdeckt und vereitelt. Mit dem Entwurfe entdeckte man auch seine Urheber.

Gewiß ist es, daß der Kammergerichtsprokurator Dr. Johann Philipp von Pulian und der Kammergerichtsprokurator Dr. Cornelius Lindheimer zu diesen Witzlingen gehörten."

Diese Schrift, welche sich an eine Reihe von anderen satirischen Schriften anschloß, durch welche Mitglieder des Reichskammergerichtes getroffen waren, hat für die Verfasser sehr unangenehme Wirkungen gehabt. Der Führer der einen Kammergerichtspartei, Freiherr von Ingelheim, stellte nach von Ulmenstein (II, Seite 364) „den Inhalt des Tagebuches dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt bei einer Zusammenkunft auf der Jagd in einem so nachteiligen Lichte dar, daß dieser Fürst sich und seine Kriegsmannschaft dadurch beleidigt hielt und beim Reichskammergericht auf eine Untersuchung und eine Genugtuung der ihm dadurch zugefügten Beleidigung drang.

Dieses Verlangen gab dem Freiherrn von Ingelheim und seinen Anhängern in einer am 2. Januar 1703 gehaltenen vollen Ratssitzung den Anlaß, eine sehr strenge Untersuchung gegen den Dr. von Pulian und seine Mitschuldigen bei der Verfassung des Tagebuches zu verhängen, die Pulianischen Akten, Briefschaften und alle übrigen Papiere zu versiegeln usw." Diesem hochnotpeinlichen Verfahren

haben wir es offenbar zu verdanken, daß das Tagebuch, dessen Mitverfasser einer von Goethes Vorfahren war, erhalten worden ist. Bevor wir auf den Inhalt desselben eingehen, gebe ich noch eine Notiz über den weiteren Verlauf der für die Verfasser nicht ungefährlichen Sache. Nach von Ulmenstein (Seite 366) gelang es einigen einflußreichen Namen, „dem Landgrafen Ernst Ludwig den Zweck des Tagebuches aus einem anderen Gesichtspunkte zu zeigen, und ihn zu überführen, daß die Verfasser die Absicht einer Beleidigung seiner Kriegsmannschaft nicht gehabt hätten“. Dies ist offenbar richtig, andererseits ist dieses Tagebuch im Grunde eine geradezu köstliche Satire auf die ganzen Zeitverhältnisse, besonders die Eifersüchtelei zwischen der freien Reichsstadt und den aufstrebenden Territorialgewalten.

Der bei von Ulmenstein im Anhang zum III. Bande abgedruckte Text lautet:

„Diarium obsidionis Wetzlariensis.“

„Es ist reichskundig, daß, nachdem die glückliche Eroberung der Stadt und Festung Landau aller Orten im Reich erschollen, mithin bei allen ehrliebenden teutschen Patrioten eine unbeschreibliche Freude erwecket worden, fast zu gleicher Zeit ein hinkender Bot nachgekommen, so die Überrumpelung der Reichsstadt Ulm mitgebracht, und diese Freude bey jedermann ziemlichermaßen wieder ver-

störet hat. Dieses Stragema erweckte bey den weit aussehenden Politicis ein großes Nachdenken, ob nicht etwa eine Fatalität über die Reichsstädte verhängt sei und dermalen ausbrechen möchte. Dieser Soupçon fassete auch die Stadt Wetzlar, wo itzo der kaiserl. Kammergerichts-Wohnsitz ist, occasione, daß zu der Zeit, als den 13. Sept. 1702, einige Hundert Mann Hessen-Darmstädtische Landmiliz, unter Kommando eines Majors und anderer Offiziere vor diese gute Stadt ruckten, welche dieselbe vor den in der Nachbarschaft herumschwärmenden feindlichen Parteien zu schützen, vor eine gewisse Anzahl Mannschaft Einquartierung verlangte.

Gleichwie aber einige in die staats-vernünftige Gedanken verfielen, daß es denselben nicht so sehr um die Stadt zu beschützen, als sie etwa um die reichsbürgerliche Freiheiten zu bringen, zu thun wäre, also hätten sich Herrn Burgermeister, Rath und gemeine Burgerschaft, wie ein Mann zusammen verbunden, viel lieber Gut und Blut aufzuopfern, als sich diesem Hessischen Landausschuß, als vornehme Reichsbürger und ein konsiderabeler Reichsstand des Reichs so schlechter Weise zu ergeben. Es wurden derohalben sogleich alle Pforten verschlossen und die Posten rings um die Stadt mit nöthiger Mannschaft besetzt. Wie nun dem hessischen Major also der Eingang benommen wurde, zerteilte er seyne Milize in zwey Theil, davon er

den einen Theil vor das sogenannte Haußer Thor lagerte. Er selbst aber mit dem größten Theil postierte sich vor dem Oberthor, und lies niemand weder aus noch in die Stadt, wie dann binnen der Stadt gleichfalls solche Anstalt gemacht wurde, daß keinem fremden Menschen, um allen Spioniererereyen vorzukommen, ja sogar nicht einmal den zur kaiserlich. Kammer gehörigen Boten, Praktikanten und Sollizitanten, auf eine Mauer oder irgend einen mit Reichsbürgern besetzten Posten zu gehen, und sich umzuschauen verstattet, auch manchem deswegen der Vorwitz mit einer guten Tracht Seitenstöße und anderen unfreundlichen Traktamenten vertrieben worden.

Donnerstag, den 14. Sept. geriet es das erstemal zur wirklichen Hostilität, nachdem die vor dem Haußer-Thor postierte Truppen Morgends frühe zwischen 4 und 5 Uhr unter favor eines dicken Nebels bis an die äußerste Pforte des Stadtthors anrückten, und darinn in kurzer Zeit mit Axen und Beilen ein Loch haueten, auch sich gewiß sowohl des inneren als äußeren Thors bemächtigtet haben würden, wenn nicht alsobald die hierzu kommandierte Bürger und junge Mannschaft bewaffneter Hand sich mit den bereits auf der Mauer logierten Feinden in eine solche Haar-Kollation eingelassen hätten, daß diese mit Verlust zweyer Musqueten sich zu retiriren wären gezwungen worden. Diese so männlich



gethane und glücklich gelungene Gegenwehr nun encouragirte die Belagerten dermaßen, daß keiner, der auf einem Posten gestanden, nicht gewünschet, eben das Glück zu haben, mit dem Feinde in ein solches Kombat zu gerathen; und weil es schien, daß dieBelagerer mit solchemFrühstück nicht zufrieden seyn, sondern ihren abandonierten Posten mit Gewalt behaupten wollten, als würde ein Ausfall resolvirt, und deswegen unter die freiwillig sich anbietende, um denselben ein Herz und Kourage einzugießen, etliche Flaschen mit Brandenwein und Körbe mit Wecken ausgetheilet, die Stunde aber um 9 vormittags dazu determiniret.

Allein nicht sowohl die Hitze des Brandenweins, als vielmehr die Liebe des gemeinen Besten und Bestreitung der Reichsbürgerlichen Freyheiten entbrante dergestalt ihre Herzen, daß man die bestimmte Zeit nicht abwarten konnte, sondern es rückte gleichsam ein ganzes Heer hinaus, mit Waffen, deren ein jeglicher in seiner täglichen Oekonomie gewohnt war, attaquirten ohn versehens den Feind, und scharmutzierten tapfer mit demselben herum. Hannes Oehler, wie man sagte, kriegte den Korporal, einen hauptbraven und mannvesten Kerl bei der Karthaus, und schwung ihn rechtschaffen ab; Seip, der Metzger, lief auch voran, fragte immer: wo bleiben dann unsere Offiziers? Endlich kam alles nach, und mußten also die Belagerer das Feld räumen.

Ja! es ist nicht ein einziger, der zum Ausfall kommandirt gewesen, der es hätte an sich kommen lassen, daß er die wenigern Schläge ausgetheilet, ob er gleich auch seinen Part davongetragen.

Wie nun der Feind so heldenmütig in die Flucht geschlagen und verfolgt worden, als entstund hierauf, wie leicht zu gedenken, eine so ungemeine Freude, daß es wenig gefehlet, man hätte das Te Deum intoniren, ja die alte Weiber gar ihre Feuer-Mörsel, Karren-Büchsen und Stick-Potte abdonnern lassen. Man nahm aber vor diesmal mit der Ehren und eroberten Sieges-Zeichen, als obigen zwey Musqueten und einem Bandelier, vorlieb, und retirirte sich ein jeder wieder nach Haus oder an seinen angewiesenen Posten.

In der Nacht aber, um die gewöhnliche Stunde, da der kommandierende Offizier die Ronde pflegte zu gehen, entstund gählings an einem Posten ein großer und sehr gefährlicher Allarm. Es war nemlich einem Müller ein Esel aus dem Stall entloffen; dieses arme Thier, wiewohl es sonst mehrmals bey der Nacht in der Stadt herumzuwandern, und das Schrot-Malz nach der Mühle abzuholen gewohnt war, wurde wegen des stetigen Anrufens, wer da? und des hier und dort Patroullierens der Wache mit feurigen Lunten, in die größte Ängste und endlich gar in die Irre getrieben; weswegen dasselbe bis hinter die Stadtmauer sich retirirte. Eine Schild-

wacht, so von weitem diesen Patroullanten hörte, schrie an, wer da? Kaum als der Esel näher herbeikam, und die Schildwache Allarm machte, war schon eine ganze Rotte Bürger da, darüber der eine dies, der andere jenes raisonnirte, die meisten aber dafürhielten, daß es der kommandirende Offizier, so die Ronde ging, seyn müsse und nur darum so still daher geschlichen käme, damit er sehen mögte, ob die Wache schliefe oder nicht; deswegen sie nun gesammter Hand darauf losgingen und die Parole haben wollten.

Weil aber dieser Unschuldige sich voller Schrekken befindende Esel kein Wort antwortete, meinten sie nicht anders, dann es müsse ein Spion seyn, gaben deswegen Feuer und entseelten das arme Thier, daß dasselbe sogleich sich todt dahin streckte. Gleichwohl weil es Kriegsraison gemäs, einen solchen, der auf dreimal wiederholtes Anrufen keine Antwort gibt, zu tödten; also wurde daher auch der Thäter, des anderen Tages von des Müllers angestellter Klage völlig absolviert; compensatis expensis.

Freytags den 15ten bekamen die Belagerer einen starken Renfort von den Roth-Röcken, welche gleich jenseits des Wassers, vor dem Länggässer Thor Posten fasseten, und mithin auch die Stadt enger einschlossen und blokirten. Diese neu angekommene Leute wollten nun auch ihre Bravour er-

weisen, approchirten deswegen in folgender Nacht bis an das Stadtthor, und vermeinten dasselbe durch Hülfe der finsteren Nacht und dicken Nebels mit List in der Geschwinde zu überrumpeln. Aber sie fanden die Belagerten ganz allert, so daß sie auch hier wieder abziehen musten; denn der kommandierende Offizier in der Stadt stellte erstlich seinen Untergebenen die große Gefahr vor, worinn sie schwebten, und demnächst sprach er ihnen ein Herz zu, und ermahnte sie zur ritterlichen Gegenwehr, mit diesen nachdrücklichen Worten: nun ihr lieben Bürger und Mitbrüder! haltet euch wohl, und streitet vor das gemeine Vaterland und euere Freiheit und Privilegia. Jetzt gilts oder nimmermehr; drum schlagt an, wann sie anschlagen, und gebt Feuer, wann sie geschossen haben, sonst könnte ein großes Herzeleid daraus entstehen. Es fragte hierauf einer: aber wie sollen wirs dann gemachen? wir können ja, weil es finster Nacht und Nebel ist, nicht sehen, wann sie draußen anschlagen. Der Fähndrich rekolligirte sich hierauf und sagte: Es ist auch wahr, drum, wann sie Courage hätten, so kämen sie bey Tag, daß man sie sehen könnte. Noch entstund auf einem andern Posten ein neuer gleichfalls gefährlicher Allarm; nemlich frühe morgens in der Dämmerung däuchtete ihrer zwey auf der Stadtmauer stehenden Schildwachen, sie sähen einen Hessischen Soldaten ganz nahe an der Mauer stehen;



ohnzweifentlich, daß er alles hören und auskundschaften mögte, was darinn vorging. Deswegen resolvirten sie sich, Feuer auf ihn zu geben und ihn als einen Verräter zu tödten. Der erste schoß und meinte, er hätte ihn übern Haufen geschossen. Der andere disputirte mit ihm, und wollte es nicht gelten lassen; er sehe ihn ja noch da stehen; schlug deswegen auch an. Es ging aber zu allem Glück die Büchse nicht los. Wie sie nun also sich wieder mit einander zankten, und einer den andern auslachte, brach unterdessen der liebe Tag an, da dann der letztere, dem die Büchse versagte, herzlich anfing zu lachen; O, sind wir nicht zwei Stockfische! wie bin ich doch jetztund so froh, daß ich nicht geschossen habe, wie du! Siehest du nicht den großen Stein, den wir für einen Spion angesehen haben?

Samstags den 16ten passierte nichts sonderliches, als daß man aller Orten sonderlich inwendig der Stadt auf guter Hut stund und auf die etwaige in der Stadt befindliche Spionen scharfe Inquisition hielt; denn man konnte leicht urtheilen, daß, weil der Feind nach so vielen schweren Niederlagen, dennoch die Belagerung und die Blokade nicht aufheben wollte, man eine heimliche Intelligenz mit einigen in der Stadt haben müsse. Dieses bezeigte sich demnach also: denn erstlich begab sichs, daß Dr. Hofmann die Auslassung seines Knechts mit

einem Pferd, um denselben nach Braunfels zu verschicken, begehrte; welches er endlich, wiewohl mit großer Mühe erhielt. Dieser aber, sobald er vor das Thor kam, wendete er sich und ritt gerades Weges dem Lager zu, und überreichte dem Hessischen Major ein verschlossenes Schreiben, worinn er zwar seinem Vorgeben nach, um Verschonung seines Gartens geschrieben haben solle; aber von den Belagerten keineswegs geglaubt, sondern für eine Verrätherey gehalten werden wollte; deswegen die häufig auf der Mauer versammelten Bürger mit Fingern auf den Verräther gedeutet, und mit lauter Stimme: Du Spion, du Verräther! ihm zugerufen haben. Notarii Kirschbaum größester Bub machte sich aus Einfalt an das Silberthor zu den allda in Bereitschaft liegenden Bürgern, praktizirte sich hernach durch das kleine Thürgen hinaus, ging zu dem Feind über und verkundschaftete ihm alles, was er gehört hatte; zeigte ihm auch, wo sie die Stadt am besten angreifen, und sich ihr bemeistern könnten, und zwar mit solcher kindischen Unvorsichtigkeit, daß es jedermann sehen und ihre Discourse hören könnte; vermeinte demnach, quasi re bene gesta, cum bona pace, wieder also in die Stadt zu schleichen, aber es wurde ihm das Wams geledert, und der Lohn dergestalt auf den Buckel bezahlt, daß wenn nicht seine Mutter herbeygekommen, er zu einem Brey geschlagen worden wäre. Die Nacht hindurch war

es still, wie auch Sonntags früh den 17ten. Bis nach allerseits verrichtetem Gottesdienst wurden keine Hostilitäten verübet. Als nun das Lager durch einen abermaligen neu angekommenen Renfort prolongiert und mithin bis an das Silber Thor extendirt worden, und also die Stadt von Tag zu Tag mehr eingesperrt wurde und nur noch ein einziges Thor unberennt offen war; indessen man aber mit Jammer ansehen mußte, wie das Vieh den armen Leuten auf dem Leib lag und fast verschmachten mußte, als resolvirten einige, das Ihrige auf die zwischen den beiden Wassern der Brücke gelegene Insul auf die Weide zu treiben. Vorher aber wurden etliche Volontaers durch das Wasser zum Recognosciren ausgeschickt. Die Belagerer wurden dieses Streiches gewahr; der Major setzte sich zu Pferd, nahm ein Corps von etlichen und 20 Mann Füsiliers mit sich, bediente sich des Durchgangs durchs Wasser, postirte sich in einem Augenblick auf der Insul, und trieb das Vieh in der größten Confusion nach der Stadt zu; Aber es währte nicht lang, und hatte er kaum bey einem Bäumlein eine Schildwache aufgestellt, als alles, was nur laufen konnte, hinauslief, und den avancirten Feind umzubringen suchte; Sonderlich legte die neue aufgerichtete Compagnie junger Mannschaft damals die erste Probe ihrer Tapferkeit ab; es stießen auch noch viele andere resolute Bürger dazu, daß man vor deren Menge

in einem Augenblick jene nicht mehr sehen konnte. Der Major wurde demnach genötiget, sich so gut er konnte, zu wehren, ließ die Bajonnetten in die Flinten stecken, und Plotons machen. Die Bürger und freie Compagnie thaten desgleichen, doch ohne Ordre, weil sie nicht in Reihen und Gliedern rangirt, sondern klumpenweis zufielen. Ja! der Major rufte endlich den Seinigen zu: sie sollten anschlagen auf den halben Mann. Der Stadtlieutenant rufte hinwiederum den Seinigen zu: So schlaget ihr an auf den ganzen Mann. Wie man nun also beynahe eine halbe Viertelstunde das Weisse in den Augen gesehen, indessen des Majors Pferd mit flachen Degen und mit Mistgabelstreichen wacker zum Tanz aufgemuntert wurde, konnte dasselbe dieses Aufspielen länger nicht aushalten, schlug demnach hinter sich auf einen Kisselstein und sprengte denselben dem Jost Waldschmidt, einem vornehmen Metzger, so ohnlängst sein klein Häusgen bei der Kammer abgebrochen, und einen schönen großen Bau dahin setzen lassen, als er mit der Mistgabel darauf schlagen wollte, aufs Aug, daß man ihn blind zu seyn vermeinte, worauf sich die Schlacht doch ohne Blutvergießung geendiget, die Belagerer in guter Ordnung sich zurückgezogen, und der Blessirte nach dem Feldscheerer convojiret worden. Als nun der Major also pas à pas mit geschlossenen Reih und Gliedern fortrückte, und fast bis an die Spitze der Insul,

wo er übergesetzet hatte, kam, avancirte ein neues Corps von mehr als 50 Mann ihm zu Hülfe, passierten gleichfalls mit großer Herzhaftigkeit den Strom, conjungirten und setzten sich also wieder von Neuem. Allein viele von denjenigen, so vorhin nachgeloffen, kehrten wieder um, theils weil es ihnen nicht ratsam zu sein däuchte, sich mit dem Feinde so weit vor der Stadt zu engagiren, theils weil es nach dessen erhaltenem starken Renfort leicht gefährlich ablaufen, ihnen die Retirade nach der Stadt abgeschnitten werden, ja! in Betrachtung, daß der meiste Theil der Bürger sich allhier auf der Insul befinde, dahingegen die übrigen Posten und Thore der Stadtmauer schlecht besetzt wären, der Feind leicht an einem andern Orte ansetzen und sich dessen bemeistern könnte. Endlich verließ doch der Major die Insul als einen unhaltbaren Posten, zog sich durchs Wasser wieder zurück, und rückte in sein voriges Lager ein; worauf die Belagerten nachgehends an der Spitze der Insul, um dem Feind das fernere Übersetzen zu disputiren, Schildwachen ausgesetzt haben. Unterdessen war jedermann curios, wie doch endlich diese Belagerung noch ablaufen mögte, und geschahen in und außer der Stadt viele Wettungen, daß der Ort mit Sturm, von anderen, daß er per Akkord übergehen, von verschiedenen aber, daß die Belagerer noch gar davon abziehen würden; daß sicherste aber wäre

die Zurückkunft der nun zum zweiten Mal nach Darmstadt abgeschickten Gesandtschaft, so in dasigem Sonnenwirt bestanden, abzuwarten, welcher der Sache den Ausschlag geben würde. Indessen schickten sich einige zu einer langwierigen Belagerung, besonders diejenigen, so bey solchem Zufall mehr Nutzen als Schaden zu erwarten hatten, andere aber sagten rund heraus, sie wollten folgenden Tags die Thore aufmachen und ihren Feind bey offenen Thoren erwarten. Wie aber die Zurückkunft der Gesandten sich bis in die späte Nacht verzögerte, entstund unterdessen zwischen 8 und 9 Uhr der allergrößeste und gefährlichste Allarm während der ganzen Belagerung, dann man hatte abends wahr genommen, daß die Rotröcke vor dem Langgässer Thor viele Faschienen, die sie aber des Nachts, die Lagerfeuer zu machen, um sich dabei zu wärmen, zusammengetragen gemacht. Nun sprung von ungefähr ein Fisch im Wassergraben auf. Die Schildwache, die nicht anders meinte, dann daß der Feind approchiren und mit den Faschienen den Graben anfüllen wollte, machte sogleich Lärm, darauf gieng es bunt über Eck, und lief, was nur laufen konnte mit Spiessen und mit Stangen, die Weiber mit Ofen- und mit Mistgabeln, heissem Wasser, Hirschenbrey und dergleichen, und waren nicht anders als reissende Löwen und Bären, die von den Ketten gekommen,

und alles ermorden und umbringen wollten. Als nun der Lermen eine gute halbe Stunde gedauert, und man endlich durch noch einen andern Fisch den Irrtum wahr genommen hatte, war man zwar grausam auf den Feind erbittert, man konnte sich aber doch wieder getrösten, daß es noch so gnädiglich abgelaufen, und dieses vielleicht ein Warnungszeichen gewesen sey. Ja, es sagte einer frey heraus, es wäre gut, daß dieser Lärm geschehen, dann so hörten sie draußen, daß wir vigilant seyen. Und gewißlich die öfters sonderlich bey nächtlicher Weile tentirten feindlichen Anfälle und Stratagemata machten den Belagerten endlich so leise Ohren, daß kaum ein Blatt rauschen durfte, daß nicht von allen Orten das Feldgeschrey sich hören ließ; daher denn auch das Unglück in dieser Nacht einen Maurergesellen, der ein Tiroler, betroffen, welcher, da er um die Mitternacht aus der Corps de Garde sich an der Stadtmauer an einem Ort, um sich seiner Leibesbürde zu entbinden, niedergelassen, und sich mit Kunz Unflat etwas hart räusperte, von der Schildwache angerufen ward: Wer da? Worauf er zwar auf gut Tirolisch die Antwort gegeben: Iy, ich! Wie aber die Schildwache ferner gerufen: Was machst Du? Da antwortete er in seiner Muttersprache: Ich scheuß. Dies verstund die Schildwache nach dem Wetzlarischen Dialekte, und meynte, er wolle schießen, macht deswegen Lärm, und gleich kam

die ganze Wache mit dem Gewehr herbei, nahm den guten Schlucker in Arrest, und wiewohl er sie damit abspeisen wollte: Er hätte ja nicht schießen wollen, sondern gesagt, er scheiße; so wurde doch dieses Einwenden für unerheblich geachtet, und er deswegen Morgens früh vor den Herrn Bürgermeister geführt, welcher ihn dann um eine Maas Brandewein, zugleich auch seinen Meister, der nur um eine gnädige Moderation gebeten hatte, auch um eine Maß Brandewein gestrafet, welcher Brandewein hernach der Wach dergestalt zur Rekreation und zum Frühstück gedienet, daher sie bei diesem Posten nicht eher von der inmittelst erfolgten Kapitulation etwas gewahr geworden, bis der Einzug der Hessischen Truppen wirklich geschehen; womit es dann, mit wenigem zu berühren, folgendergestalt zugegangen: Nemlich nachdem die Ehrengesandtschaft von Darmstadt zurückgekommen, und man den Mißverstand reiflich erwogen, ist endlich Montags den 18ten zur Kapitulation geschritten und der Hessische Major und Kapitän hereingelassen worden; worauf sie dann nur für 125 Mann das Obdach kapitulirt, demnächst die Zunfthäuser, wo die neuen Gäste einlogirt werden sollten, besichtiget, sofort die Hessische Mannschaft noch selbigen Abend eingerückt, die übrige vor der Stadt befindliche Miliz aber sich in die nächsten Dörfer zurückgezogen und damit auch aller Lärm und Tumult in der

Stadt gestillt worden. Gleichwohl sind alle Thore und Posten von den Bürgern besetzt geblieben. Auch wird die freie Compagnie junger Bursche noch wöchentlich zweymal in armis exerzirt, und versehen die Auxiliares keine Wachen. Wie es nun weiter ergehen wird, lehret die Zeit.“

In dieser Satire auf ein geschichtliches Ereignis treten eine Anzahl von psychischen Zügen sehr scharf hervor, nämlich

1. eine große Deutlichkeit der optischen Vorstellungen,
2. eine phantastische Weiterbildung wirklicher Züge, die man als Konfabulation bezeichnen kann,
3. eine Freude am Grotesken und Drastischen,
4. unter scherzhafter Form eine sehr ernsthafte Betrachtung kulturgeschichtlicher Verhältnisse,
5. in eigentümlichem Gegensatz zu dem komischen Inhalt ein rationalistisch pedantischer Stil, der zum Teil eine Nachahmung der reichsgerichtlichen Schreibart darstellt.

Wir erkennen hier eine Reihe von Erscheinungen, die in ganz ähnlicher Weise bei Wolfgang Goethe erkennbar sind. Die außerordentliche Klarheit der optischen Vorstellungen spielt in seinem ganzen Kunstschaffen eine sehr bedeutende Rolle. Es tritt dies ebenso in seinen poetischen wie in den Prosawerken hervor, besonders klar z. B. in den Briefen

von der italienischen Reise, während derer Goethe im einfachen Anschauen und in der Darstellung optischer Eindrücke geradezu geschwelgt hat.

Über dieser optischen Grundanlage hat man bei Goethe die oben an zweiter Stelle genannte Eigenschaft öfter vergessen. Sie tritt nicht nur in seiner Jugend sehr deutlich hervor, sondern läßt sich auch in einer großen Reihe seiner Werke als das wesentlich Künstlerische klar erkennen. Er selbst hat die Lust zu fabulieren, als eine seiner Haupteigenschaften, und zwar als Erbteil von seiten seiner Mutter, hervorgehoben. Die große Tragweite dieser Eigenschaft hat Goethe in „Dichtung und Wahrheit" zum Ausdruck gebracht, wenn er dort über die von ihm in der Knabenzeit erfundenen Märchen (im zweiten Buche des ersten Teiles) folgendes sagt: „Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben."

„Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht, und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte". Es folgt in diesem Zusammen-

hange bei Goethe das Knabenmärchen „Der neue Paris". Goethe hat hier selbst die Bedeutung des Fabulierens in allgemein psychologischer und künstlerischer Richtung hervorgehoben.

Auch der dritte der obengenannten Züge, nämlich die Neigung zum Grotesken, tritt in seinen Werken, besonders im Faust, sehr deutlich zutage; die Pudelszene, die Hexenküche, die Walpurgisnacht im ersten Teil, das phantastische Treiben am Hofe des Kaisers im zweiten Teil bilden ausgezeichnete Beispiele für diese Art der poetischen Vorstellung, die sich auch in anderen Werken bei ihm nachweisen läßt. Allerdings liegt hier nicht ein so herrschender Grundzug vor, wie ihn die Klarheit der optischen Vorstellungen bildet, immerhin aber ein charakteristisches Merkmal der Anlage, das seine Persönlichkeit von anderen Künstlern unterscheidet, wenn es auch nicht in jedem seiner Werke zum Vorschein kommt.

Die vierte der genannten Eigenschaften, nämlich das Verständnis für kulturgeschichtliche Zustände und ihre Entwicklung, hat Goethe in hervorragendem Maße in seinen Werken zum Ausdruck gebracht. Gerade das Reichskammergericht in Wetzlar, dessen Beschaffenheit er nur aus einer mehrmonatigen Anwesenheit in dieser Stadt kannte, hat Goethe in „Dichtung und Wahrheit" in mustergültiger Weise vom kulturgeschichtlichen Standpunkt dar-

gestellt. Seine Werke sind voll von einzelnen kulturgeschichtlichen Bemerkungen und zusammenhängenden Ausführungen dieser Art: Wilhelm Meister in seiner Gesamtheit ist im wesentlichen aus dieser Eigenschaft Goethes zu verstehen, wobei allerdings auch der ganze sonstige Reichtum seiner Naturanlage in Kraft tritt.

Sehr merkwürdig ist es, daß auch der fünfte der genannten Züge bei Goethe in ganz ähnlicher Weise hervortritt. Die eigenartige Wirkung seiner Prosakunstwerke beruht nicht zum mindesten darauf, daß oft Vorgänge und Gefühlszustände, die ganz über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen, in einer ruhigen, gemessenen, berichtenden, manchmal geradezu trockenen und verstandesmäßigen Weise vorgetragen werden. Ich empfinde in diesem eigenartigen Gegensatz zwischen einem lebhaft bewegten Inhalt und der einfachen Sachlichkeit der Darstellung, besonders beim Vorlesen, den eigentlichen Charakter des Goetheschen Stiles.

Rechnet man in jener Schrift das satirische Moment der Nachahmung reichsgerichtlicher Schreibweise ab, so bleibt eine klare, logisch geordnete Stilart, die durch ihren Widerspruch zu dem komischen Inhalt im Grunde ganz ähnlich wirkt, wie viele Stellen aus Goethes Schriften.

Faßt man die Tatsache ins Auge, daß sämtliche hervorgehobenen Eigentümlichkeiten in Goethes

Persönlichkeit und Schriften sich wiedererkennen lassen, bedenkt man, daß der Mitverfasser jenes satirischen Werkes, der Prokurator Lindheimer, ein Vorfahre von Goethes Mutter ist, auf die Goethe mit Recht seine Lust zu fabulieren zurückführt, so liegt der Schluß nahe, daß Goethe durch Vererbung von seiner Mutter in seiner Anlage zu diesem Großvater der Mutter in einer sehr engen stammesgeschichtlichen Beziehung steht. Diese Auffassung wird gestützt durch die Tatsache, daß Goethe morphologisch der Tochter jenes Mannes, d. h. seiner Großmutter mütterlicherseits (der Frau Textor), auffallend ähnlich sieht.

Nimmt man zu dem von Dr. Lindheimer stammenden Komplex von Eigenschaften noch die rationalen Züge des Vaters Goethe, sowie dessen ausgeprägten Sammeltrieb, so entsteht eine Gruppierung von Eigenschaften, aus der sich die synthetisch entstandene Persönlichkeit Goethes schon eher begreifen läßt, als aus dem Stammbaum der Familien Goethe und Textor, deren Beschaffenheit viel mehr die Entstehung eines tätigen Bürgers und geschäftstüchtigen Mannes, vielleicht auch eines Gelehrten, als die eines genialen Künstlers erklärlich machen könnte.

Daß auch die ebengenannten Eigenschaften in Goethe vorhanden waren, hat er in seiner Tätigkeit als Minister in Weimar viel mehr erwiesen, als viele seiner Bewunderer wissen.

Jedenfalls sind gerade für das psychologische Verständnis seiner künstlerischen Eigenschaften die aus der Familie Lindheimer stammenden Anlagen von sehr wesentlicher Bedeutung.

Ist diese Auffassung richtig, so hätten wir zugleich eine Vermutung über das Erlöschen dieser eigentlich genialen Eigenschaft des künstlerischen Fabulierens bei Goethes Nachkommenschaft. Jene erscheint als letzter Ausläufer einer Anlage, die, von einem männlichen Stamme ausgehend, durch Vermittlung der Tochter, Frau Textor, und Enkelin, Frau Rath, in die Familie Goethe hineingetragen worden ist, um nach einem letzten, heftigen Aufflammen zu verlöschen.

Jedenfalls darf nicht der Name eines bedeutenden Mannes ohne weiteres dazu führen, daß der wesentliche Kern seiner Eigenschaften in der väterlichen Familie gesucht wird. Die Mutter spielt als Vermittlerin von Eigenschaften, die sie selbst zum Teil nicht zu besitzen braucht, eine viel größere Rolle, als ihr im allgemeinen immer noch zuerkannt wird.

Diese Zusammenhänge bei unseren bedeutenden Männern zu erforschen, erscheint mir als eine dankbare Aufgabe, die nur auf dem Boden einer methodischen Familienforschung gelöst werden kann.

Anhang.

Literaturnachweis.

Gustav Koennecke. Bilderatlas der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Marburg 1895. Verlag von Elwert. II. Auflage.

Titelbild Goethe nach dem Ölbild von Stieler 1828. Vgl. ferner die Bilder Seite 279, 283 u. a.

Karl Heinemann, Goethes Mutter. Verlag von Seemann, Leipzig und Berlin 1900.

VI. Auflage, Seite 4. „Hier (in Wetzlar) trat er bald in nähere Beziehungen zu dem ebenfalls aus Frankfurt stammenden Kammergerichtsprokurator Lindheimer, dessen dritte, im Juli 1711 geborene Tochter Anna Margarete er im Jahre 1827 heiratete."

Seite 6. Bildnis von Frau Textor geb. Lindheimer (Aus Kesslers Gedenkblättern 1846).

Seite 8. Anna Margarete geb. Lindheimer (1711—1783). In ihrem Bilde kann man große Ähnlichkeit mit dem Enkel erkennen (folgt Zitat aus Düntzer). Brief Goethes an seine Großmutter nach dem Tode des Großvaters 1771: „Und so bleibe Ihre Liebe für uns, wie sie war, und wo viel Liebe ist, ist viel Glückseligkeit. Ich bin mit recht warmem Herzen Ihr zärtlicher Enkel J. W. Goethe."

Erwähnung der Großmutter durch W. Goethe in einem Schreiben an Kestner vom 28. Januar 1773.

G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg. Frankfurt am Main, Verlag von Sauerlaender 1869.

Seite 319. „Die Stadtschultheißin Textorin ist guten Teiles schuld an dem Bestellen des Accoucheurs, da ihre Tochter Goethin unter Hebamme Müller lang in der Geburt ausgehalten, und das Kind (W. Goethe) vom langen Anstehen

